

Ben Lerner: „Transkription“

Stimmen aus dem Äther

Von Miriam Zeh

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 13.05.2026

Ein überlebensgroßer Intellektueller, sein letztes Interview und ein kaputtes Smartphone: US-Schriftsteller Ben Lerner macht aus einer Aufnahme-Panne einen Roman über Stimmen, Erinnerung – und darüber, wie Technik Nähe zugleich stört und ermöglicht.

Kein Wunder, dass diese flachen, handtellergroßen Geräte quasi keine Rolle spielen in der Literatur unserer Gegenwart. Sie sind zwar omnipräsent, katapultieren uns aber aus jeder Situation, absorbieren unsere Aufmerksamkeit, lassen den Blick starr werden und den Körper regungslos. Wie sollte man also einen guten Roman über Smartphones schreiben?

„Und ich schaute jedes Mal auf mein Telefon, wenn sich ein Übergang zeigte, wenn ich von einer Sphäre in eine andere eintrat, von einer stehenden in eine sitzende Position wechselte (oder umgekehrt) oder losging oder stehen blieb.“

Ben Lerner hat es geschafft. In seinem schmalen kafkaesken Roman „Transkription“ spielen Handys und Tablets die heimlichen Hauptrollen. Sie treiben die Handlung voran, vereiteln Pläne, schaffen Verbindung, erzürnen oder beruhigen die Nerven. Kaum ein Roman hat die Bedeutung dieser elektronischen Dauerverbindungsmaschinen für unser Leben und Denken so klug in Literatur gefasst. Und weil Smartphones ja vor allem und ganz grundsätzlich die Verbindung zwischen Menschen verändert haben, stellt Lerner genau die in den Mittelpunkt. Sein Roman kreist um Gespräche.

„Ich hatte das Gefühl, ich müsste mir nur eine gute Eröffnungsfrage für das Interview einfallen lassen, dann würde das Gespräch von allein laufen.“

Das letzte Interview

Der Ich-Erzähler, ein mittelalter Schriftsteller und Familienvater, Ben Lerner's Alter Ego, ist von New York nach Providence gereist, um mit seinem 90-jährigen Mentor Thomas ein Interview aufzuzeichnen. Es wird das letzte Interview in Thomas' Leben sein, das ahnen beide Gesprächspartner. Umso brisanter, dass dem Interviewer und Ich-Erzähler kurz vor dem Gespräch das Handy, und damit sein einziges Aufnahmegerät, ins Wasser gefallen und kaputtgegangen ist. Ein peinliches Missgeschick, das der Erzähler nicht wagt zu beichten.

Ben Lerner

Transkription

Aus dem amerikanischen Englisch
von Nikolaus Stingl

Suhrkamp Verlag

160 Seiten

24 Euro

„[Ich] zog das Telefon aus der Tasche und legte es mit dem Display nach unten auf meine Seite der Lampe. ‚Wir nehmen auf.‘“

Dabei nimmt das Gerät eben nicht auf, und ein anderes ist auch nicht zur Hand. Denn der weltbekannte Intellektuelle, Filmemacher und Professor Thomas, der an den kürzlich gestorbenen Alexander Kluge erinnert, besitzt natürlich kein Smartphone. So muss die Nacherzählung, die wir in diesem Buch lesen, ein eigenständiger Text sein, den der Interviewer aus der Erinnerung verfasst hat. Das steckt bereits im Titel des Romans: „Transkribieren“ bedeutet, einen Text oder Klang in eine andere Form zu übertragen. Damit kann die wortgetreue Abschrift einer Tonaufnahme ebenso gemeint sein wie die Verschriftlichung von Erinnerungen.

Lerner Roman ist als genau dieser Zwitter aus Dokumentation und Erfindung markiert. Und genauso fragt er auch – sehr elegant – wie es überhaupt um den Wahrheitsgehalt von Memoir-Literatur steht. Und es geht, mit noch größerem Fokus, in diesem Roman um die Wahrheitsfähigkeit von Medien schlechthin.

Auf Nöte und Sorgen mit Gedichten oder intellektuellen Exkursen antworten

„Ich glaube, wenn ich mich selbst interviewen würde, ein ‚Exit-Interview‘ führen, wie das in der Geschäftswelt heißt –“

„Das hier ist wohl kaum ein –“

„dann würde ich zunächst nach den Funkwellen meiner Jugend, nach dem Äther fragen. [...] So neu war es natürlich nicht mehr, das Radio, aber es war alles, was ich kannte, es war nie ausgeschaltet. Und für meine Eltern war das überhaupt nicht so, als sie geboren wurden. Diesen Unterschied mache ich.““

Nach Thomas‘ Tod stößt das transkribierte letzte Interview nicht nur auf Zustimmung. Sohn Max ist empört. Er zeichnet dem Erzähler gegenüber ein anderes Bild von Thomas, dem Universalgelehrten, beizeiten aber abgehobenen Vater, der auf Nöte und Sorgen seines Sohnes gern mit Gedichten oder intellektuellen Exkursen antwortete.

Selbst zwar Kind des verführerischen Radios, geboren im nationalsozialistischen Deutschland, war Thomas alarmiert von der Bildschirmzeit seiner Enkelin Emmie. Sohn Max erinnert sich.

„Ich hörte ihn in der Küche mit Adelle darüber reden, über die ‚Teilung und Monetarisierung ihrer Aufmerksamkeit‘, ich hört ihn mit Emmie darüber reden, dass ‚diese Bildschirme, mein Liebes, unsere Sinne abstupfen‘ und dann endlich sagte er mir [...], er könne einfach nicht vergessen, dass wir Emmie schon als Kleinkind in Providence ans iPad gelassen, dass wir sie ‚in den Bildschirm hätten verschwinden lassen‘, dass wir ‚vielleicht allzu bereit gewesen seien, sie mit dem sogenannten Tablet allein zu lassen.‘“

Max beschreibt die Funktion des Tablets und der sanft stimulierenden Videos, die seine Tochter darauf schaut, ganz anders als sein screen-skeptischer Vater. Es ist gerade der Bildschirm, der Vater und Tochter eine Verbindung ermöglicht, eine gemeinsame Schnittstelle.

Ben Lerner fällt in seinem Roman „Transkription“ kein einfaches Urteil. Jede Übertragung kann manipulieren, ist manipulierbar – und manchmal doch die einzige Form, in der Nähe möglich wird. Eine körperlose Stimme kann etwas Befreiendes haben. Schließlich gehört sie zu den ersten Erfahrungen, die ein Mensch im Mutterleib macht.

So lässt Lerner allen Übertragungsgeräten ihren Zauber, mit Kluge gesprochen: ihren Eigensinn, eine Form von Lebendigkeit. Gerade weil diese Geräte verändern, was sie übermitteln, machen sie sichtbar, was Sprache immer schon tut: Sie verschiebt, verdoppelt, verwandelt – und aus einem verlorenen Interview wird bedeutungsschillernde Literatur.